

rakter der Offenbarung, sie öffnete uns die Augen für das Handeln Gottes in der Geschichte, das doch Zentrum der neutestamentlichen Anschauungen ist.

Freudig und dankbar möchte ich bekennen, daß mir die unerbittliche wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit und der unbestechliche Wahrheitswille des Historikers Walther Köhler überhaupt erst möglich gemacht haben, selber als Historiker im christlichen Glauben zu bleiben. Als ich als Schüler Köhlers erfahren und erleben durfte, daß ein Christ durchaus ein Wissenschaftler und ein Wissenschaftler durchaus Christ sein darf und kann, da war mir erst der Weg für das Studium und die Lebensarbeit gewiesen.

Im Namen des Zwinglivereins danke ich dem bis zuletzt unermüden Mitarbeiter für seine Treue und Liebe, die er uns entgegengebracht hat, und für die große Lebensarbeit, die er für unsere Sache geleistet hat.

**Leonhard von Muralt**

---

## **Heinrich Bullinger**

### **als Neutraler im Schmalkaldischen Krieg von 1546/47**

Von MAX NIEHANS

Es ist mein heutiges Anliegen, darzutun, wie eine bestimmte Frage der Zeit sich in den Briefen von Bullingers Sammlung spiegelt und wie wir in ihnen eine Geschichtsquelle besitzen, die unsere offiziellen Quellen nach vielen Seiten hin ergänzen und bereichern kann. Ich wähle dazu die Frage nach der Stellung des Neutralen in der Schweiz während des Schmalkaldischen Krieges 1546/47 und greife gerade sie heraus, weil ich glaube, daß wir heute für die Sorgen und Nöte des Neutralen besonders aufgeschlossen sein sollten. Es fehlt in diesen Briefen in der Tat nicht an überraschenden Parallelen zu unsern Tagen. Sie werden sich aufdrängen, auch wenn ich nicht im einzelnen darauf hinweise.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Lage. Innerhalb des Gebildes, das sich Deutsches Reich nannte, hatte sich im Kampf um den neuen Glauben ein protestantischer Sonderbund zusammengeschlossen, der Schmalkaldische Bund. Ihm gehörten einige deutsche Fürsten an, wie der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, im Süden Deutsch-

lands vor allem die Reichsstädte Straßburg, Augsburg, Ulm und Konstanz. Der Kaiser lag mit diesem Bund im Kampf, einem Kampf mit doppeltem Ziel: einmal wollte er die Macht der Fürsten brechen; anderseits wollte er als überzeugter Verfechter der alten katholischen Lehre die neue in Deutschland ausrotten und die Einheit des Reichs wieder herstellen.

Der Krieg brach im Sommer 1546 aus. Der Kaiser zog seine Truppen zwischen Ulm, Augsburg und Regensburg zusammen. Ihm lagen die protestantischen Stände mit ziemlich ebenbürtigen Kräften gegenüber. Keiner der Gegner griff an. Beide rückten hin und her, der Donau entlang. Der Kaiser hatte offenbar die Absicht, die feindliche Koalition zu zermürben, indem er ihr eine zwar unblutige, aber kostspielige Kriegführung aufzwang. Die Protestanten dagegen entbehrten so sehr einer einheitlichen Führung, daß sie die günstige Zeit zum Angriff verpaßten. Moritz von Sachsen ging zum Kaiser über, fiel in das Land des Kurfürsten ein und bedrohte Hessen. Landgraf und Kurfürst zogen nach Norden ab und überließen die süddeutschen Reichsstädte ihrem Schicksal. Eine nach der andern ergab sich. Endlich, im Herbst 1548, mußte sich auch Konstanz dem Kaiser beugen.

Dieser Feldzug hat mit allen seinen Phasen in den Briefen unserer Sammlung seinen Niederschlag gefunden. Er spielte sich nahe an den Grenzen der Eidgenossenschaft ab. Kein Wunder, daß man hier mit gespannter Aufmerksamkeit, mit wachsender Besorgnis die Entwicklung verfolgte. Kein Wunder auch, daß die in den Krieg verwickelten Nachbarn von den eidgenössischen Orten Hilfe erwarteten. Nach der Auffassung der meisten unserer Briefverfasser gehörte die Eidgenossenschaft ja noch zum Reich. Laut und dringlich erscholl die Aufforderung zur Teilnahme am Krieg, und zwar von draußen wie von innen her.

Die offizielle Haltung der Eidgenossen ist bekannt: sie hieß, wie man damals sagte, „Stillesitzen“, Neutralität, und sie wurde trotz mancher Schwankungen unbeirrt durchgehalten. Ihr Schauplatz ist die politische Vorderbühne, die Tagsatzung, der Ratssaal jedes eidgenössischen Ortes. Ihre Dokumente, die Abschiede, Missiven und Mandate verraten wenig von der ungeheuren Spannung, die dahinter stand. Um so stärker spüren wir sie, wenn wir uns der Hinterbühne dieses selben politischen Lebens zuwenden, wo sich die Spieler persönlich gegenüberstehen. Hier ist Neutralität kein gesicherter Bestand, hier wird um sie gerungen.

Wie der einzelne Neutrale, auf den diese Fragen einstürmten, wie ein

Bullinger, ein Myconius, ein Johannes Haller diese Neutralität tragen, das Pro und Contra, das sie miteinander und mit sich selber auszufechten hatten, das geht aus keinen Tagsatzungsbeschlüssen hervor, spiegelt sich aber vielfältig in den Briefen unserer Sammlung. Davon soll hier die Rede sein. Besonders am Beispiel Bullingers, der dem Ansturm von allen Seiten am stärksten ausgesetzt war, wird uns deutlich, was es damals hieß, neutral zu sein, neutral zu sein und es zu bleiben, auch wenn das Herz unzweideutig der einen Partei zuneigt. Auch wenn er sich zeitweise hinreißen läßt, an die befreiende Tat offener Teilnahme zu denken. Auch wenn er schmerzlich fühlt, wie seine neutrale Haltung ihm die Herzen der Freunde entfremdet und ihn den Enttäuschten in allen Lagern verächtlich macht. Es war gewiß nicht leicht für ihn, zuzusehen, wie selbst enge Beziehungen sich lockerten und seine Heimat immer stärker isoliert wurde. Denn was gleichzeitig und gerade im Kampf um die Neutralität sich aufbaute, die eidgenössische Einheit, das wuchs erst im stillen und trug seine Früchte erst später.

In der eidgenössischen Neutralitätsdiskussion war die Hilfe für das vom Kaiser bedrohte evangelische Konstanz eine heiß umstrittene Frage. Die vier evangelischen Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen wollten helfen. Einmal aus ihrer Verbundenheit mit den Glaubensbrüdern heraus, aber auch aus politischen Gründen: Konstanz würde in der Hand des Kaisers ein gefährlicher Brückenkopf werden. Besonders Bern fürchtete einen Vorstoß von dort her, der zusammen mit einem Angriff von Süden, aus Savoyen, der bernischen Westpolitik einen zangenförmigen Riegel vorstoßen könnte. Mindestens wollten die Vier Orte die eidgenössischen Soldknechte, die auf eigene Faust in hellen Haufen dem protestantischen Lager zuliefen, gewähren lassen und wollten Konstanz für den Fall einer Belagerung Hilfe zusichern. Aber die katholischen Neun Orte setzten es durch, daß nur eine Belagerung von Westen, vom eidgenössischen Boden her verhindert und daß der eigenmächtige Zuzug verboten und bestraft werden sollte.

Konstanz selbst rechnete auf eidgenössische Hilfe. Auch Ambrosius Blaurer, der mannhafte Vorsteher der evangelischen Konstanzer Kirche, rechnete auf sie. Er zählt zu Bullingers nächsten Freunden. Seine vielen und oft ergreifenden Briefe sind erfüllt von dieser Hoffnung, wenn er auch weiß, was für Hindernisse dieser Hilfe entgegenstehen. Wenn ich mich hier auf wenige Stellen beschränke, so deshalb, weil Blaurers Briefe publiziert und also leicht zugänglich sind.

Blaurer schreibt an Bullinger am 16. Juli 1546:

„In summa: diewyl der knecht eh zu vyl dann zu wenig seind, so ist das best, ir rathind, das sy anheim belybind. Aber, so sich mitt der zeyt die obgemeldten fell zutrügind, alsdann sind handtlich und wendend allen möglichen fleyß an, wie wir uns des gantzlich zu euch versehend, damitt wir von den eweren hilff und bystand habind, zu derselbigen zeyt. Dann diß sach sicht im gleych, das sy gantz weytlöffig werd. Schafft des kaisers grosse macht und der pffaffen schwärer seckel. Werden all ir hail versuchen und wol wissen, daß es gilt sygen oder gar verderben und, wie man sagt, bischoff oder bader werden. Deshalb vermutlich, diser brey werde nitt by ainem führ gesotten. Aber wir seind im herren getröst.“

Am 21. Januar 1547:

„Ewer christlicher trost ist gerecht, bedank mich desselbigen zum höchsten, wünsch und beger von hertzen, das yederman bey uns dermassen gesinnet were. Gott welle sölich hertz geben. Ewer menschlicher trost aber ist schwach und vyl anderst, dann man sich verseechen hett ... ist mir hertzlich laid, das doch diejhenigen, so mitt gottes wort daran seynd, in solicher wichtiger sach, daran ouch inen billig vyl gelegen syn sollt, nitt handtlicher und dapferer sind. Ich sorgen übelübel uß allerlay anzöngungen, es seye by dem herren beschlossen, wir müssind all in den sack, ir gleich so wol alls wir, ob glich wir ains stainwurffs necher zur walstatt habend. Das ir schrybend, die ewern werden kain belegerung uff ewerm boden gestatten, glob ich gern. Dann sölichs erfordert ewer aigne glegenheit und not, und wirt darinn noch kain christlich oder nachpurlich liebe bewysen oder danck verdient, diewyl die belegerung auff der ander syten nitt minder sorglich, deren aber nitt von euch meldung geschicht. ... Es ist mir alles vorgesein, und hat mirs min eigen hertz gesagt, hab euchs in meinem letsten brieff angezögt, es seye mir vor, wir müssen von yederman verlassen werden.“

Am 22. Januar und 2. Februar 1547 bittet Blaurer erneut um Hilfe:

„Hab euch aber dabey erinnern wellen und vermanen ... nichts zu underlassen by den ewern, damitt gmainen sachen geholffen werde ... Dann wellend ir Aidgnossen diß ding nitt mercken und verston, so merck und verstand ich wol, das dye strauff und plag vorhanden ist und wir all gar bald in schwäreste der Spanyer dienstbarkeit kommen müssind. Gott sey es ewigklich klagt, das wir also mitt schand und schmach müssen zu grund gohn ... Nun gedenckt an mich und seht, was ir thuert, sprecht den ewern dapfer zu, sparet nicht, damitt sy nitt da sytzen und in sachen bewilligen und jaa darzu sagind, die aber nitt verantwortlich seyen. Ach, gott der herr lasst sich nitt fatzen noch äffen, er will, das man uffrecht und grad handle und sich seines nammens nitt bescheme. Ach, das wirs bedächten! Es wirt uns unser schad zu spat wytzig machen, das bad ist euch und unß uberthon.“

„Bittend, bettend und flehend für unß mitt trüwen. Ir mögt wol gedencken, was fromm, verstendig leut und gottselige hertzen by unß für ain

eng hembd anhabend, diewyl wir aller menschlichen hilfß halben alls gantz bloß stond und unß grosser ding zu befaren haben, das übelübel zu besorgen, der mehrteil werde zu schwach sein und den nechsten tod fliehen wellen, ob man glich darnach, wie gwisslich beschehen wirt, ain grausameren lyden müßind. Wir wellen mitt gottes gnad, und sovyll er gaist verleycht, schreyen, vermanen, warnen, stercken, trösten, so best wir mögend. Hoff noch ymer zu dem lieben gott, er werde die sachen by unß uff ainen lydenlichen weg schicken und unß nitt lassen zu schanden werden ... O das die Aidgnossen ir obschwebend und ylend verderben ... ouch sechen können. Was sich der kaiser understand, sollt ouch ain blinder sechen. Der starck gott well darin sechen und disem wüttenden und wallenden mehr ain wur und tham setzen, das es nitt alles überschwemmen möge.“

Viel leidenschaftlicher als Blaurer setzt sich der junge Johannes Haller für die eidgenössische Hilfeleistung ein. Er war mit andern Zürcher und Basler Pfarrern nach Augsburg berufen worden und steht dort mitten in der Erwartung des Krieges. Hoffnungen und Enttäuschungen bedrängen ihn. Er stellt die evangelische Sache über alles und versteht nicht, wie Bullinger sie dem gemeineidgenössischen Standpunkt unterordnen kann. Er schreibt ihm am 17. Juni 1546\*:

„Diese Woche wurde ein Bote zu Euch geschickt, der Euch um Hilfe angehen soll. Setzet Euch darum ein, ich bitte Euch, und mahnt die Euren kräftig, damit sie nicht also beschaulich stillsitzen und dem Untergang Deutschlands zusehen, davon sie selbst ein Stück sind. Ihr wißt doch, was Euer wartet, sobald Deutschland unterjocht ist. Schreibt mir, ich bitte Euch, so rasch als möglich, was die Eidgenossen tun wollen; denn unsere Stadt verläßt sich ganz und gar auf ihre Treue.“

10. Juli 1546:

„Ich weiß immer noch nicht, was die Eidgenossen tun werden. Wer auf Menschen baut, ist verloren, das weiß ich; und doch glaube ich nicht, daß es gottlos ist, gute Menschen um Hilfe zu bitten; zu allermeist bitte ich ja nicht darum, weil ich fürchte, daß wir ohne ihre Hilfe untergehen müßten, sondern weil ich möchte, daß die Eidgenossen sich die Achtung bewahren, die sie bei allen Frommen genießen. Ihr wißt, was für eine Bitterkeit gegen sie aufkäme, wenn sie versagten. Ich könnte es kaum ertragen, wenn ich nur Einen hören müßte, der sich über die Eidgenossen beklagt, weil sie geruhig mitansehen, wie Deutschland, dem sie angehören, zugrunde geht.“

Am 24. Juli 1546 schreibt Haller auf die Nachricht, daß die Eidgenossen neutral bleiben:

„Was ich befürchtete wegen der eidgenössischen Hilfeleistung, ist ein-

---

\* Die hier hochdeutsch wiedergegebenen Briefe sind von uns aus dem Lateinischen übersetzt.

getroffen. Ich wußte ja lange schon, wie ihnen zu trauen ist. Doch ich übergebe es dem Herrn: er wird ihre käufliche Treue nicht ungerächt lassen. Wir haben ihn auf unserer Seite, ihn, der Herr ist über die Eidgenossen, den widerchristlichen Papst und alle Welt. Daß doch die Eidgenossen wären wie unsere Augsburger! Ich schäme mich ihrer, wenn sie die Hoffnung, die man in sie setzt, so übel zu Schanden machen.“

3. August 1546:

„Es schmerzt mich sehr, daß die Eidgenossen nicht besser das Ende bedenken, denn das ist sicher: wer immer Sieger bleibt, sie werden nicht ungestraft davonkommen. Wenn die Unsern siegen, werdet Ihr ja sehen, was sie beginnen werden; wenn der Kaiser siegt, was Gott verhüte, dann wird er endlich seinen eingefleischten Haß gegen die Eidgenossen hervorkehren; er hat nicht vergessen, wieviel Unheil dieses Volk ihm seit Jahren zugefügt hat. Darum begreife ich ihre Torheit nicht, die nicht einsieht, was dieser Ränkeschmied sucht.“

Am 24. August 1546 schlägt Haller den Eidgenossen einen offensiven Feldzug als beste Verteidigung vor:

„Meine Brüder, Ihr seht, was auf Deutschland wartet. Daß doch die Eidgenossen es einsähen, und, was leicht zu machen wäre, die vier österreichischen Städte besetzten; ebenso das Sundgau, ist ihr Kornkasten; die Bündner die Grafschaft Tirol, wodurch sie die Alpen zuschlossen. Jetzt ist nicht mehr Schlafenszeit; die Würfel sind gefallen; jene greifen uns an, wohlan, laßt uns sie wieder angreifen!“

27. Dezember 1546:

„Mich nimmt nur wunder, was die Eidgenossen tun werden. Mein Gott, wie wird nicht nur das Evangelium, wie wird das ganze deutsche Reich verrotten und verkauft. Gott erbarme sich unser.“

Blaurer in Konstanz und Haller in Augsburg lebten, als sie ihre Briefe schrieben, in unmittelbarer Gefahr; Angst um Lehre und Leben spricht aus ihnen. Aber selbst Menschen, die außerhalb der Gefahrenzone standen, sahen die Dinge mit gleichen Augen an. Im Winter 1546/47 schrieb Baldassare Altieri aus Venedig mehrmals in diesem Sinne nach Zürich:

„Ich bitte Euch nur um dies: nehmt die Sache, die die Deutschen gegen den Kaiser führen, als Eure eigene auf und fördert sie, wie Ihr nur könnt. Denn der Kaiser wird nach der Unterdrückung der Deutschen auch Euch unter sein Joch zwingen. Glaubt Ihr, er werde dulden, daß Christi Lehre bei den Eidgenossen weiterlebt, nachdem er sie in Deutschland ausgerottet hat? Haltet Euch vor Augen, wohin dieser Krieg zielt. Denn der Kaiser haßt die Eidgenossen nicht weniger als die Deutschen. Aber würdet Ihr sogar ohne

eigenen Schaden aus dem Kriege hervorgehen, wäre es nicht ein schwerer Irrtum, dort nicht zu Hilfe zu kommen, wo Ihr jemand vor Unheil bewahren könnt?“

Aus St. Gallen, wohin er sich von Augsburg geflüchtet hat, mahnt Wolfgang Musculus:

„Glaubt mir, es geht dem Kaiser darum, die Freiheit Deutschlands mit Füßen zu treten. Aber er weiß, es gelingt ihm nicht, es sei denn, daß er auch dieses Euer Volk hier unter sein Joch zwingt. Er weiß, daß es im Deutschen Reich wie ein Gärkeim der Freiheit übrig bleiben und durch sein Beispiel das übrige Deutschland aufreizen würde, die alte Freiheit wieder zu gewinnen. Seid darum auf der Hut und mißtraut allem, was von ihm kommt.“

Doch nicht nur von außen kam der Sturm, sondern auch von innen. Aus Basel schrieb der Pfarrer Franziskus Dryander an Bullinger am 1. Januar 1547:

„Ich weiß übrigens nicht, angesichts so großer allgemeiner Gefahr, ob es klug getan ist von den Eidgenossen, daß sie sich für eine solche Sache noch nicht gerührt haben. Der Kaiser wird die einzelnen Glieder leichter brechen als den einmütigen Bund; und es ist Gefahr, daß die gezwungen werden, allein zu kämpfen, die nicht an der Seite der andern kämpfen wollten.“

Ein Jahr später klagt Dryander:

„Wir irren herum auf allen Meeren, vom Schicksal umgetrieben. Ich kann auch hier in Basel nicht im Frieden leben und sehe keinen sichern Ort in diesem ganzen Europa, so weit wir es kennen. Deshalb bin ich entschlossen, meinen Weg zu den Muselmanen zu nehmen, wo große Hoffnung aufkommen soll, die evangelische Lehre aufzurichten. Dort wollen wir eine neue Stätte gründen, wo es möglich ist, die Überreste des untergehenden Europa zu sammeln und zu bewahren.“

Auch der bernische Diplomat und Beobachter im protestantischen Feldlager an der Donau, Hartmann von Hallwil, müht sich um eine Hilfsaktion. Er schreibt am 26. September 1546 an Bullinger:

„... ich achten, die evangelische stett in der Eidgnoschaft werdent von diesen stenden angesucht werden, wie ir one zwiffel das vernemen werdent. Da wellent mitt ernst und flis anhaltten bei den ewern, damitt dermassen antwurt daruff falle, das man warlich spüren und sechen mege, das umß der lieb got sin namen und eer, unsere religion und libertet lieber syge dan die übrige gantze welt. Wo das nit geschicht, wirt unser lawer sinn und gemütt zu grossen spott und verachtnis bei aller welt verschreit werden und unvermeidliche straff gottes volgen. Wolan, ir wüssent den sachen woll recht zu thun. Ich preissen allenthalb hie miner herren von Zürich standthafte und redlichkeit in disen sachen. One zwiffel wirdt es sich jetzt an der tadt gnugsam erfinden.“

Keiner aber hat so unbeirrt und leidenschaftlich auf Bullinger und damit auf Zürich einzuwirken versucht, wie sein nächster Freund Oswald Myconius in Basel. Er ist empört, weil die Neun Orte beschlossen haben, die eidgenössischen Soldknechte zurückzurufen.

23. Juli 1546:

„Wie ich höre, ist der Rückruf der eidgenössischen Knechte beschlossen worden. Wollte Gott ihnen doch eingeben, daß keiner gehorchte. Ihre Sache ist gut, ist ehrenhaft, ist von Gott: für ein Mandat wider sie, dünkt mich, darf es keinen Gehorsam geben. Man macht sich lustig über uns, verachtet uns, verwünscht uns, die ärgsten Schimpf- und Schmähreden häufen sie auf uns. Mit einem Wort: der Schmach ist kein Ende.“

3. September 1546:

„Warum ziehen wir nicht endlich selber aus? Ruft uns nicht die Sache und der Augenblick? Aber wir haben Angst, wo wir keine haben sollten. Ich fürchte, Gott wendet diese Angst zu unserm Untergang. Daß er uns umkehrte und seinen Zorn von uns nähme!“

Als nach langer Pause immer noch nichts geschehen ist, wird Myconius dringlicher und ruft Bullinger ganz persönlich auf:

5. Juli 1547

„Möchte doch endlich einmal etwas zwischen uns beschlossen werden! Heute tut es not, wie nie zuvor. Sicher würde der Kaiser gerne aus dieser Welt scheiden, wenn er nur diesen einen Ruhm zurücklassen könnte: die Eidgenossen überwunden zu haben. Ihr aber, der Ihr Ansehen und Einfluß habt bei den Euren, macht es ihnen klar. Es lohnt die Mühe und kommt der Eidgenossenschaft zugute.“

Am 27. Oktober 1547, als die Bedrohung von Konstanz wächst, mahnt Myconius:

„Was wird aus dem Thurgau, was aus uns, aus den andern? Konstanz konnte nicht anders! Wie, wenn Ihr es in Euren Schutz genommen hättet? War das etwa gegen die Bünde? Ich glaube nicht. Mit der Hilfe Gottes hättet Ihr sie schützen können gegen diese Teufel. Aber Ihr hattet Angst, wo es darauf ankam, nicht Angst zu haben. So seid Ihr den Fünf Orten hörig. Noch kürzlich schriebt Ihr an die Unsern einen Brief, aus dem diese Angst deutlich hervorgeht. Ich traue den Ländern nicht, alles in allem. Sind die Fünf Orte dem Kaiser meh schuldig, dann iren Bundsgnossen, so hab Jösli Bund mit ihnen.“

Im Juni 1548, bei Anlaß einer Schrift, die gegen das Evangelium erschienen ist, sucht er die Zürcher Freunde aufzurütteln:

„Wo sind denn die Verteidiger der Wahrheit? Die Lutheraner wagen



nichts, sie fürchten des Kaisers Macht. Wollen auch wir in der Eidgenossenschaft schweigen, die wir mit unserm Blute bezeugt haben, daß wir die Wahrheit besitzen? O Wandel der Zeiten! Was tut Ihr, was schreibt Ihr, warum haltet Ihr ein in Eurem geheiligtem Amt? Ihr habt Geist, Ihr habt die Lehre, Ihr habt Erfahrung in allen Dingen, und Ihr laßt es zu, daß solche Menschen über die Wahrheit Christi triumphieren? Was tut unser Theodor [Bibliander]? Schläft er denn? Sagt mir nicht: es ist gefährlich, jenen Leuten zu antworten, oder, was geht es uns an, was jene schreiben. Sind wir denn allein den helvetischen Kirchen als Hirten vorgesetzt? Die Wahrheit hat immer Feinde und wird sie immer haben. Also überlegt mit Euren Brüdern, wie Ihr verhindert, daß die Feinde des Evangeliums immer weiter die Einfältigen verführen.“

28. August 1548

„Wo ist denn unsere Zuversicht im Zuspruch für unsere Brüder? Wir bringen keinen Mut mehr auf, keine Voraussicht für einen guten Rat, keine Kraft, zu widerstehen. Wie frostig sind wir geworden, wo wir die Wahrheit bezeugen sollten.“

Am 18. September 1548, wenige Tage vor dem Fall von Konstanz, hält Myconius Bullinger die große Verantwortung vor:

„Man hört hier manches vom Mangel an Festigkeit in Euren Predigten. Ihr vermöchtet es, das Volk mit Eurem Wort bereit zu machen zur Verteidigung der Lehre; aber es heißt, Ihr treibt es lässig, damit nicht die Euren den unglücklichen Konstanzern Hilfe bringen. Es wird eine ungeheure und ewige Schande sein für die Eidgenossenschaft und ein großes Unglück für unsere Nachbarn, wenn wir die Frommen also dem grausamen Feinde preisgeben. Übt Euer Amt mit Kraft und steht fest im Herrn. Die Hilfe des Heiligen Geistes wird mit Euch sein in allem, was Gott Euch auferlegt.“

\*

Damit ist eine Reihe von Zeugnissen zum Wort gekommen, die vom nüchternen, politischen Raisonement bis zur heftigen Anklage reichen. Sie rütteln am Axiom der Neutralität. Sie malen die Folgen der neutralen Haltung aus: der Neutrale ist der Tor, der dumpfe Schläfer, der zufriedene Satte, der behaglich zuschaut, wenn dem Nachbar das Haus in Flammen aufgeht. Die Nachwelt wird ihn verwerfen.

Wie hält Bullinger diesem Ansturm stand?

Es ist schade, daß uns so viele seiner Briefe fehlen. Immerhin gibt uns das Überlieferte ein Bild von seiner Haltung. Wir spüren, wie er mit ganzem Herzen auf der einen Seite steht. Wir hören, wie er immer wieder davon spricht, daß „im Falle der Not“ sein Land doch helfen werde. Als es dann Tatsache wird, immer neu erhärtete

Tatsache, daß ungeachtet höchster Not die Seinen abseits bleiben wollen, bleiben müssen, da ergibt er sich in das Unabänderliche. Aber es bleibt ihm dabei ein tiefes Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit. „Omnis caro foenum“, klagt er deswegen seinem Freunde Blaurer. Er weiß, diese Haltung muß sein, aber ehrenvoll ist sie nicht. Allmählich nur dringt ein anderer Ton durch: die Zuversicht auf wachsende Einigkeit im Innern, das Bild einer starken, geeinten Eidgenossenschaft.

Sehen wir uns nun einige bezeichnende Äußerungen von ihm an.

Über den Kaiser finden wir bei Bullinger nur eine Meinung.

Anfang 1546, an Myconius:

„Kein ehrlicher Mann kann dem Kaiser wohlgesinnt sein. Denn er selbst ist nicht gut, sondern eine Pest und der Untergang nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa, soweit es christlich ist. Denn Tag und Nacht sinnt er darauf, wie er die aufblühende evangelische Lehre im Keime ersticke, gar nicht davon zu reden, wie manchen Krieg er angezettelt hat und wie er mit verborgenen Machenschaften die Deutschen bewaffnet gegen Deutsche hetzt und Gott und den Menschen zum Ekel ist.“

Daß er diesem Widersacher gegenüber sich eng mit den deutschen Glaubensbrüdern verbunden fühlt, ist selbstverständlich.

Doch geht diese Verbundenheit nicht so weit, daß er ihretwegen die Gefahren der aktiven Teilnahme am Krieg übersehen hätte. Im Gegenteil: er erkennt sie mit aller Schärfe und ordnet der eidgenössischen Sache alles unter, selbst die Not der Glaubensbrüder im Reich. Nüchtern und realistisch legt er dem Landgrafen von Hessen, dem protestantischen Führer, die Lage dar im September 1546, in einem Augenblick also, wo eidgenössische Hilfe für die protestantische Sache hätte entscheidend werden können. Er schreibt ihm:

„Uewer fürstlichen Gnaden thun ich ouch zewüssen, das ü. f. g. gnedigs zuschriben minen gnedigen herren anzeigt und fürgebracht hab, welche grosse fröud darab empfangen habend, alß sy dann üwer f. g. wolart von hertzen begirig sind, söleche ouch irem besten vermögen nach fürderent. Dann ob sy glich wol ü. f. g. mitt irem offnen zeychen nochmals nitt zuzogen sind, thund sy doch sampt anderen 3 Orten Bern, Basel und Schaffhusen, das ü. f. g. und deren verwandten nutzer und besser ist, diewyl ü. f. g. wol wüssen mag, was träffenlichen werbens von keyser und bapst täglichen an die andere Eydgnossen der 9 Orten beschicht, ouch was gemüts bisshar gedachte Eydgnossen gewäsen und noch sind, namlich by dem bápstischen glouben ze verharren etc. So nun die unsern söltend mitt irem offnen zeychen uß dem land ziehen, wurde ungezwylflet die widerparth, so dem bapsthumb noch anhangt, deren macht nitt klein noch ze verachten ist, uff die anderen syten, jawoll so

bald uff uns selbs ziehen. Derhalben durch der unseren underhandlung und stillsitzen, damitt die widerparth ouch anheimsch behalten, nitt ein kleine behilff und fürdernaß ü. f. g. und iren verwandten bewisen ... Im faal aber der nott bin ich gar guter hoffnung, wurdint sich die unsern trostlich erzeigen, wie dann die religion und einmütigen gloubens pflicht erfordert. Und mag desshalb ü. f. g. sich alles guten und aller trüw zu den unsern versähen.“

In Briefen an Freunde kommt seine Hoffnung, doch helfen zu können, stärker zum Ausdruck. Zwar nicht in seinen Antworten an Haller. Haller, der auf fast verlorenem Posten in Augsburg ausharrte, hat offenbar mit seinen Vorwürfen eine empfindliche Stelle in Bullingers Gewissen getroffen, einen Ort, wo er mit sich selbst nicht im reinen war. Das macht ihn ungehalten, ja, unwirsch. So schreibt er im Herbst 1546 an Haller:

„Sicher ist, daß Zürich in diesem Krieg schon mehr Hilfe aufgebracht hat als einige deutsche Städte, die von sich behaupten, daß sie nicht wenig und nicht zu verachtende Hilfe geleistet haben. Es ist schmerzlich, wenn wir von Freunden Übles hören müssen, die wir um sie nur Gutes verdient haben.“

4. September 1546

„Ich weiß nit, wie man tun sollt, wenn das nit gnug ist, daß man tut. Der Franzos hätte uns ein oder zwei Tonnen Golds gäben, wenn man gegen ihm than, daß man gegem Reich tut. Ich sag nüt von Fünf Orten. Was können wir dazue, daß sie lätz sind? Was könnet ihr dazue, daß Nürrenberg lätz ist? Wir haben meh tan, dann kein einige Stadt im Reich.“

Am deutlichsten spiegelt sich Bullingers Widerstreit der Neigungen in seinen Briefen an Blaurer in Konstanz. Am 11. März 1546 schreibt er ihm:

„Ich bitte Euch um unserer Freundschaft willen, daß Ihr mir schleunigst mitteilt, was Ihr Sicheres erfahrt. Das ist nicht bloße Neugier. Wir fahren zusammen im gleichen Schiff. Zweifelt nicht an unserer Treue.“

Im Juli 1546 ist er voll Hoffnung auf eine günstige Wendung:

„Jederman wartet uff den tag zu Baden, und ist mench biderman lustig, Tütschland zu retten von Walchen. Diewyl ich hie Zürich xin, hab ich sölichen willen nie gesähen. Gott gäb es zu gutem, und das wir nitt habind ettlich schädlich lüt, die untrüwlich handlind.“

Auch er ist enttäuscht von der kühlen Zurückhaltung der Eidgenossen, die an dieser Tagsatzung beschließen, weiterhin neutral zu bleiben. Wie es ihn hin- und herreißt, zeigt ein Brief vom September 1546:

„Ich acht ... wenn ir bedörffend 12000 oder 16000 mann und die begärtend ... ir wurdint nitt unwillig lüt finden, und das vilicht die Stett selbs schicken wurdint, so es nott thät. Und wurde man dorumb nitt so schwer

söld wie in Franckrych forderen, das die sach ouch uns betrifft und jeder das syn ouch do setzen wurde. Ego haec ex conjecturis scribo et ex iis quae audio. Nihil certi promitto. Das ist aber gewüß, das der unsern hertz gantz und gut gen üch ist.“

Als um die Jahreswende die Gefahr für Konstanz bedrohlich wächst, tröstet er seinen Freund:

„In grosser yl. Die sach stat wol, sind nun mannlich und trostlich, gott wirt uns nitt lassen. Von hüt über 8 tag wirt ein gemeiner tag gen Baden. Mittlerzyt handlend min herren mitt den 3 Orten besonders. So M. Jörg heim kumpt, wirt man dann wyter lugen, was ze thun. Gott hab lob, jederman ist dapfer. Doch söllend wir alein uff Gott sähen, nitt uff fleisch, und uns in das crütz gäben, wir sigind oder werdint überwunden.“

Die Ungewißheit der eigenen Hilfeleistung, die am Ende durchklingt im Hinweis auf die Hilfe Gottes, läßt ihn kurz darauf noch einmal schreiben:

„Lieber, sind vest, ergäbend üch nitt, dann sunst müssend ir Tüffel, papst und pfaffen wider annemmen. Empfälchend üch rächt gott, und wenn üch schon nieman weder zu hilff, entschüttung noch trost kompt, der herr, wil er, mag er üch entschütten ... wil er nitt, so ist es üch eerlicher sterben uff einem huffen mitt gott und eeren.

Schließlich aber muß Bullinger erkennen, daß keine Hilfe gebracht werden kann. Und jetzt bricht die Resignation durch:

24. Januar 1547:

„Das es by uns nitt stande, wie es billich sölt und mins erachtens stan sölte, das man one allen valsch alein uff gott vertrauen und in der liebe gägen den nächsten wandlen sölte, hilff und rat thun, ouch mitt gefaar und verlurst unsers läbens, ist nun lange zyt vor mir klagt, das es nitt ist und wir nitt nun fleisch und blut, sunder ouch bosshafft sind wie an andern orten meer, das mir nun leid gnug ist, insonders das ouch ich selbs nitt bin, wie ich sin sölte. Doch in dem, was min ampt antrifft, verman ich (alls ir mich vermanent) offentlig und sunderlich, by der warheit vest zu verharren und der warheit ze hälffen, hab aber die sach noch dahin nitt bringen mögen, das man gmeinlich sich dem keyser widersetzen wöllen. Acht wol, so er uns anhebe näher ze kummen, werde ettwas fürgenommen, wie ferr aber das gelangen mög, kan ich nitt wüssen. Lieber herr und bruder, wir sind ouch lüt wie ander arm lüt. Dorumb hab ich üch zugeschriben, üwer sachen uff gott ze buwen ... Ich kan wol in üwerm schryben spüren, das ir vast bekümert sind, und nitt unbillich, ir sähend aber, das imm die wält nitt anders thut ... ich wil von nüwem an min bests mitt minen herren handlen, wie ir begärt. Dann ich weiß, das imm also ist, wie ir sagend, das ir nun eins steinwurfes näher zur walstatt habend. Hab mich ouch von den gnaden gottes in die sach ergäben ...

Lieber bruder, ist es dann schon amm end, so lassend uns rächt unser bests thun bis in das end.“

Als endlich das Unglück über Konstanz hereinbricht, hört jede Andeutung von Hilfe auf. Bullinger bietet dem Freunde ein Asyl: das einzige, was ihm als Neutralem zu leisten übrig bleibt:

„Gott mitt ouch, der gäb ouch gnad und krafft. Wie die sach fällt und geradt, versähend ouch zu mir alls zu üwerm bruder. So ir mee sicherheit by uns ze haben vermeintend, stadt ouch und den üwern min huß und heim off. Alles, das min, ist üwer.“

Damit findet die Konstanzer Episode ihren Abschluß. Sicherlich bedeutete sie für Bullinger ein schmerzliches Kapitel. Aber er hat sich auch ihr gegenüber die innere Freiheit gewahrt und schreibt darüber an Myconius das bezeichnende Wort:

„Ich kann mich nicht genug wundern, liebster Bruder, daß Euch die Übergabe von Konstanz so nahe geht. Konstanz ist nicht unser Heil.“

Zwar fährt er hier weiter: „Gott allein ist unser Heil.“ Aber es ist noch etwas anderes, was in dieser Zeit unter dem Druck der Lage stärker und stärker hervortritt: das Verlangen nach innerer Einigkeit. In ihr sucht er das Heil. Für sie wirbt er, damit trotz tiefreichender religiöser Spaltung eine starke Gemeinschaft alle Orte umfasse. Versöhnlich und verständigungsbereit schreibt er über die katholischen Orte an Myconius, der ihm jetzt wieder wie schon früher den Vorwurf machte, daß Zürich sich vor den Fünf Orten fürchte:

„Ihr sagt, wir haben Angst und seien den Ländern hörig. Böswillig sind die, die Euch das eingegeben haben. Was für einen Grund zu solcher Verleumdung haben die Unsern je gegeben? Soviel ich sehe und urteilen kann, kann ich keinerlei Furcht bei den Unsern finden. Nein, glaubt mir, wir sind alle bereit und stehen gegürtet, dem Herrn zu folgen, wohin er uns ruft.“

„Was sagt Ihr von den Fünf Orten? Gewiß gibt es Leute, die ihnen gefügig sind, mehr als gut ist. Aber nur ein kleiner Teil, nicht mehr als auch in Basel, Bern und anderwärts zu finden sind. Darf allen zur Last gelegt werden, was Wenige gefehlt? Es gibt auch in den Fünf Orten manche, denen ich mehr traue als vielen in den Vier Städten. Wenn der Kaiser oder ein anderer Feind uns angriffe, dann ist gute Hoffnung, daß sie ihre Pflicht tun. Dreißig von Ihnen sind mir dann willkommener, als 3000 durcheinander-gewürfeltes Volk.“

Ein andermal schreibt er ihm:

„Die Eidgenossen sind einig genug, so weit natürlich Einigkeit sein kann unter Menschen, die nicht einen Glauben haben. Wenn die Länder sagen:

„wir wänd den Glauben an ein Ort setzen“, so meinen sie damit, daß sie um unseres Glaubens willen sich nicht von uns scheiden wollen, sondern daß wir uns gegenseitig helfen, ganz als ob wir des alten Glaubens wären; so legen sie selbst ihr eigenes Wort aus. Sie wollen also an unsrer Seite kämpfen von ihrer Religion her wie wir von unserer Religion her mit ihnen kämpfen wollen gegen unsere Feinde. Gewiß, es wäre mehr Zuversicht, wenn wir alle einen einzigen wahren und fest gegründeten Glauben hätten. Aber da dies heute nicht zu erreichen ist, ist es besser, Freund als Feind zu sein, solange wir nur nicht einzig und allein auf ihre Hilfe abstellen und nichts tun, was gegen unsern Glauben geht.“

Wenig später schreibt Bullinger an Leonhard Soerin, Pfarrer in Ulm, über die eidgenössische Einigkeit und das Vorhaben der Eidgenossen, den Feind in ihren Bergen zu erwarten:

„Wenn uns der Kaiser keine Gelegenheit geben will zum offenen Kampf und uns mit Aufschub und allzu viel Aufwand zermürben will, dann wird er erfahren, daß wir ein abgehärtetes Volk sind, das im Gebirge zu leben versteht. Er wird zu größerem Aufwand gezwungen sein und es schwerer ertragen als wir, die wir an Mühsal gewöhnt sind. Er wird unerträgliche Überfälle erleben, bis er endlich einsieht, daß es ratsamer ist, uns in offener Feldschlacht zu begegnen. Und wenn es erst so weit ist, wird hoffentlich Gott für uns streiten. Groß ist die Eintracht unter allen Eidgenossen. Denn welchen Glaubens wir auch sind, darin sind alle einig, daß Gott den Sieg gibt, daß wir für unser Land das letzte leiden wollen. Wir sind gerüstet und wachen.“

Und noch einmal:

„Von neuem sind die Eidgenossen übereingekommen, daß sie keinem Feinde Anlaß zum Angriff geben wollen. Wenn sie aber aus eigenem Übermut uns angreifen wollen, dann werden wir sie wie ein Mann mit Gottes Hilfe empfangen. Es ist angeordnet, daß in der ganzen Eidgenossenschaft alle innert weniger Stunden gerüstet sind. Lang schon sind wir bereit und warten. Ich sehe, wie alle, welchen Geschlechts und Alters auch immer, darin eines Sinnes sind, daß sie sich gänzlich Gott anheim geben und lieber in Freiheit und im wahren Glauben sterben, als sich wieder zu beugen unter das Joch der Knechtschaft und des Antichrists.“

Für diese Zuversicht zeugt es auch, daß Bullinger im Sommer 1547 an Myconius schreibt von einem Gesicht, das kurz zuvor in Glarus erschienen sein soll:

„Claronae aiunt visionem esse visam. Apparuerunt noctu duae acies vel turmae equitum, in medio prosiluerunt leones duo, ac in medio quoque horum apparuit clara et illustris Crux Helvetica. Alter leonum devoravit alterum, deinde nuspiam apparuit, ita in nubes abierunt etiam turmae equitum. Crux autem ad spatium prope horae triumphans ibi rutilavit.“

Auf Deutsch:

„Es heißt, daß einige zu Glarus ein Gesicht gehabt haben. Es erschienen ihnen zur Nacht zwei Heerhaufen oder Reiterscharen. In ihrer Mitte richteten sich zwei Löwen auf. Zwischen ihnen aber erschien hell und strahlend das Eidgenössische Kreuz. Der eine Löwe verschlang den andern, und auch die Heerhaufen verschwanden in den Wolken. Das eidgenössische Kreuz aber stand dort eine Stunde lang und leuchtete.“

Mit diesem tröstlichen Bilde schließe ich meine Ausführungen.

---

## Pestalozzis Anhänger in Ungarn

Von LEO WEISZ

(Schluß)

### III

Am 1. Oktober 1818 zog in Yverdon gegen Abend „ganz genäbt und müde“ ein Siebenbürger Student ein, dessen sehnlichster Wunsch war, unter Pestalozzis Leitung Volkserzieher zu werden. Er hieß Stephan Ludwig Roth und war der 1796 geborene Sohn des Pfarrers von Kleinschelken, einem Dorf bei Mediasch. Der Studiosus kam aus Tübingen, wo er, wie schon sein Vater, Philosophie und Theologie studiert hatte, um daheim einst entweder als Pfarrer oder als Gymnasiallehrer seinem kleinen Volke, den Siebenbürger Sachsen, dienen zu können. Er war von reicher Begabung und für neue Ideen der Zeit weit aufgeschlossen. „Das Tübinger Jahr brachte neben Burschenlust und immer neuen Wanderfreuden die eine große Enttäuschung über — Denken und Denker der Zeit“, schreibt sein neuester Biograph Dr. Otto Folberth<sup>37</sup>. „Die Befreiung Europas von Napoleon schien in seiner noch naiven Betrachtung geistiger Zusammenhänge zwingend dazu zu nötigen, aus dem Trümmerhaufen alles mit Recht Gefallenen und Gestürzten eine Wiedergeburt menschlichen

---

<sup>37</sup> Vgl. von ihm „Stephan Ludw. Roths Leben und Werk“, Kronstadt, 1927. Frühere Biographien sind: Andreas Gräser, St. L. R., Hermannstadt 1852, Franz Obert, St. L. R. „Sein Leben und seine Schriften“. 2 Bde, Wien 1896, und die populäre Schrift von Wilhelm Morres, „St. L. R., der Volksfreund und Held im Pfarferrock“, Kronstadt 1898. Vom Leben und Denken Roths kündigt „in aphoristischer Zustreichung“ Otto Folberth im St. L. R.-Buch „Stürmen und Stranden“, Stuttgart 1924. In den von Folberth herausgegebenen „St. L. R. Gesammelte Schriften und Briefe“ sind in Kronstadt 1927–1930 drei Bände erschienen, drei weitere Bände waren vorgesehen, werden aber kaum mehr erscheinen. Zitiert GSB.